Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 14

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638590

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 6. April 1935

Der du ob allen Dingen. Von William Wolfensberger.

Der du ob allen Dingen
Erhaben schaffst in ew'ger Tat,
O könnt' ich einmal singen,
Wie uns dein Arm gemeistert hat!
Du schmiedetest die Bande,
Und stahlhart fügtest du!
Du gabst uns Kraft und — Schande
Und sahst gelassen zu.

Und mocht' uns nichts erretten,
Und war die müde Kraft verzagt,
Du rührtest an die Ketten,
Daß zweifelvoll wir es gewagt:
Und schon lag zornzerschlagen
Was eisenhart uns band,
Und unser heilig' Wagen,
Den Weg zur Freiheit fand.

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

14

Den Zurüstungen zum Feste, die ihr unwillkürlich ins Auge fielen, schenkte sie keine Beachtung, ihr Sinn hing nicht mehr an Flaggen und Kranzgewinden. Nun empfand sie es sogar als eine Last, daß morgen die Schwester mit den Kindern nach Treustadt kommen wollte, um, wie sie versöhnlich schrieb, bei dem großen Augenschmaus wieder einmal den lieben Matthiesle zu betrachten, nach dem auch ihre Kinder das Heimweh hätten. Der sanfte Brief ließ durchblicken, daß Brigittes glänzende Aussichten bereits bis zum Gupf gedrungen waren und dort ganz besonders aufklärend gewirkt hatten. Versteht sich, eine eigenhausige, seidengefütterte Madame Oberholzer, die jeden Tag mehr Fünffränkler aus der Schatulle greifen konnte als die Wirtin zum Gupf Eier aus dem Mist, wollte gehätschelt sein, und wenn sie zehnmal Schwester hieß!

Brigitte begriff den Wandel des schwesterlichen Herzens. Der Liebeskraftmesser schnellte in die Höhe, der Schandfleck schien getilgt. Wieso? Noch war ja kein Geldsack darauf gefallen. Und mit der „glänzenden Aussicht" schrumpfte dann Achtung wie Liebe wieder zusammen zu einem matten Feuerlein, daran man kaum die Füße wärmen mochte.

Im Gehen warf sie das alles weit von sich, es taugte nichts, konnte ihre Liebe nur ablenken von dem einzigen Wesen, dem sie zukam.

Matthias erwartete die Mutter in aller Gemütsruhe. Er hatte zwar den ganzen Regentag einsam in der Stube zubringen müssen. Das war bei weitem nicht so vergnüglich, als mit dem Vater auf den Fischfang zu ziehen.

Aber auf die Frage, ob ihm die Zeit lang geworden sei, schüttelte er verneinend den Kopf. Es gab jetzt so viel zu sinnieren. Stundenlang konnte er von der Erinnerung zehren und Pläne schmieden, weil fast jeder Tag neues, wichtiges Erleben brachte. Um es für alle Zeiten festzuhalten, hatte er ein Bilderbuch zu malen begonnen, die Bleiche, die Schifflände, die Hafenmauer, den Leuchtturm, das Fischerboot, den Vater mit der Angelrute anschaulich aufgezeichnet und mit kühnen Farben ausstaffiert. Wo die Bildkraft nicht ausreichte, kam das geschriebene Wort dem Verständnis zu Hilfe. So waren verschiedene Sorten Fische und Schmetterlinge dargestellt und glücklicherweise durch Unterschriften gekennzeichnet; auf der Hafenmauer gab es ein menschenähnliches Wesen in kniender Stellung: das war aber keineswegs der Angstmeier Matthias, sondern der Vetter Konrad vom Gupf als furchtsamer, neidischer Zuschauer, ein bedauernswerter, zurückgebliebener Tropf, der nirgends dabei sein durfte und alle Tyrannenmacht eingebüßt hatte. Auch die Basgotte war da verewigt: sie machte fürchterliche Augen, weil ihr Matthias einen Riesenhecht überreichte, vor dem sich die kleine Frida hinter dem Rock der Mutter verstecken mußte. In allen diesen Darstellungen kam aber als überragende Erscheinung der Vater mit seinen schönsten Attributen vor, während die Mutter nur einmal ganz unscheinbar an einem Fenster der Bleiche auftauchte.

Brigitte betrachtete das kindliche Spiel mit bitterer Eifersucht. Es verriet ihr, trotz der Harmlosigkeit, deutlich genug, was die Seele des Knaben am tiefsten bewegte. Un-

erschöpflich war Matthias in Fragen, die den Vater betrafen, und jedes Wort, das dieser an den Kleinen wandte, bewahrte der treulich im Gedächtnis. Ach, wie beglückt fabelte er der Mutter von den Bootsfahrten vor, zu denen sie nur mit Zaudern und Schaudern ihre Einwilligung gab. Die abendlichen Spaziergänge am Seeufer oder nach Sankt Annaschloß am Berge, zu denen er sie ehedem drängte, galten ihm nicht mehr viel. Sie konnte ihn fast nur noch mit Leckerbissen beglücken und gefügig machen. Wie durfte das denn in Gottes Namen geschehen! Was mußte sie tun um zu verhüten, daß ihr sein Herz gänzlich entrissen wurde. Ihr Kind, ihr einziges, alleiniges Eigentum! Sie war schon oft in die Knie gesunken und hatte beten gelernt, ohne jedoch einen rechten Trost dabei zu finden.

Matthias entzog sich mehr und mehr ihren Zärtlichkeiten, nach denen er auf dem Berg stets ein so inniges Verlangen trug. Viel zu aufgeregt, furchtsam warb sie jetzt um seine Liebe, sie küßte ihn minutenlang auf den Mund, bis ihm der Atem ausging, sie drückte ihn verzweifelt an ihre Brust und weinte dazu, so daß es ihm angst und bange wurde. Auch sonst befremdete ihn ihr Gebaren. Sie saß oft so gedankenverloren vor ihrer Hausarbeit, sperrte unwissentlich Mund und Augen auf, seufzte oder sprach vor sich hin und begann dann plötzlich wieder auf Tod und Leben zu nähen. Des Nachts konnte sie erst recht nicht zur Ruhe kommen. Er hörte ihr Stöhnen im Halbschlummer oder wachte auf von den Bewegungen ihres friedlosen Körpers. Darum sehnte er sich nach einem eigenen Bett, das ihm doch nur der Vater geben konnte. Der besaß unerschöpfliche Schätze. Sogar ein Haus konnte er kaufen. Mit Wohlgefallen holte Matthias alle Nasenlang ein Schmetterlingsnetz sowie eine Botanisiertrommel hervor, die ihm der Vater kürzlich geschenkt hatte. — Reich, stark und lustig war dieser, die Mutter dagegen arm, schwach und traurig. Sie hatte wenig zu befehlen, und selten nahm ein Großer den Hut vor ihr ab.

In dieser Nacht erging es Matthias schlimmer als je. Das Unheil fing schon beim Abendbrot an. Es gab zwar feinen Fleischkäse und Stierenaugen in spritziger Butter. Doch die Mutter seufzte wieder so viel, es sei ein Elend auf dieser Welt, und wünschte sich einen Dauerregen für den Festtag, damit die auf dem Gupf lieber droben blieben.

Das war ganz und gar nicht nach seinem Sinn gesprochen.

„Gibt's denn keinen Umzug, wenn's regnet?" fragte er sehr besorgt, da er schon so viel davon gehört hatte und es kaum erwarten konnte, den Vater als Reiter anzustaunen.

„Mich kümmert's nicht, ich will nichts davon hören und sehen!" erwiderte sie vergrämt, ohne ein Gefühl für die kindliche Schaulust. Da mochte er auch nicht mehr weiter essen. Er atmete schwer, seine Augäpfel begannen zu arbeiten.

„Und ich?" entrang es sich der beklommenen Brust.

„Für dich ist das auch nichts, Gott behüte! Es gibt ein viel zu gefährliches Gedränge!" beharrte sie böse wie nie zuvor, so daß sich Matthias vor Schmerz und Staunen gleich seitlich aufs Kanapee warf. Die unselige Mutter war nun aber selber von einer wahren Wut der Verneinung ergriffen. Sie riß gleichsam die Tür aus den Angeln, hob das Dach ab und ließ ihre Not ausfliegen. Es sei nur ein Glück, daß jetzt die Schule wieder beginne und Matthias ordentlich zu tun bekomme, wenn er mit den Stadtbuben Schritt halten wolle. Das Geläufte zum See müsse ein Ende haben.

„Es ist mir sowieso himmelangst dabei. Ich hab' den Schaden davon. Du weißt ja bald nicht mehr, wo du hingehörst. Wer gibt dir zu essen, wer muß für dich sorgen? Ich leide nicht, daß der Großhans dich herumzieht. Der ist mir noch lang nicht nüchtern genug. Und wenn's ein Unglück gäbe, müßt' ich mir ewig Vorwürfe machen. Du hast es nun gehört. Der Unhold soll zuerst einmal beweisen, daß er sich selbst anständig führen kann, ehe er ein Kind in die Hand nimmt. So leicht wird's ihm diesmal nicht gemacht, bewahre! Ich hab' mich nicht umsonst zehn Jahr um dich geplagt!"

Es war ein richtiger Sturm in der Stube. Brigitte schoß wie irrsinnig hin und her, und Matthias standen die Haare zu Berge. Er hatte gemeint, die Mutter bestehe aus lauter Sanftmut und Nachgiebigkeit. Die Verwunderung wollte gar kein Ende nehmen. Warum schmähte sie den Vater, der doch so gut zu ihm war? Und nun sollte er gar nicht mehr mit ihm hinausfahren dürfen? Es schüttelte ihn dermaßen, daß Brigitte unsägliche Mühe hatte, ihn aufzurichten, zu beschwichtigen. Als sie aber gar wieder zärtlich wurde, stieß er sie heftig zurück und drohte mit gebrochener Stimme, einfach von ihr wegzulaufen, dem Vater alles zu klagen.

Sie mußte den Kampf aufgeben. Eine volle Stunde brauchte sie dann, bis er ausgezogen war und ins Bett kam. Sie selbst legte sich in den Kleidern aufs Kanapee. Aber die Erkenntnis, daß sie ihr Kind nicht länger behalten konnte, ohne es ganz zu verlieren, ließ sie diese Nacht nicht schlafen. Am Morgen war sie entschlossen, ihn wieder in die Obhut der Schwester zu geben. Vielleicht gelang es ihr bald, anderswo — fern von Treustadt — lohnende Arbeit zu finden. Hier mochte auch sie selbst nicht mehr bleiben. Ob es, soweit die Erde reichte, noch eine zweiter Mutter gab, an der sich ein Fehltritt so unbarmherzig rächte?

Zum Guten hatte sich über Nacht nur das Wetter gewendet. Als Matthias, dessen Kummer kein so großes Loch in den Schlaf bohrte, die Augen aufschlug, schien die Sonne aufmunternd in die Stube. Daß er das Bett allein gedrückt hatte, merkte er nicht einmal. Die Mutter brachte ihm still, wehmütig die guten Hosen an, putzte ihn sorglich heraus, kochte Schokolade und stellte sogar ein Glas mit Himbeerlatwerge auf den Tisch. Von dem großen Krach war nicht mehr die Rede. Aber Matthias traute dem Frieden schlecht. Er gab mürrische Antworten und wartete eigentlich nur darauf, entwischen zu können. Lieber wollte er kein Mittagessen, als den Umzug versäumen. Im Traum war ihm der Vater als Reitersmann erschienen, und er, Matthias, hatte hinter ihm aufsitzen dürfen. Dann ging es im wilden Galopp über Land, wobei er den Reiter fest umklammert hielt. Aber dieser lachte ihn aus, dann lachte so-

gar das Roß und zuletzt lachten sie alle drei und wälzten sich vor Lust im Grase.

Diesen Traum verschwieg er der Mutter. Sie durfte überhaupt nicht mehr wissen, was er mit dem Vater zusammen machte. Oh, er gedachte noch recht oft mit diesem hinauszufahren, ohne daß sie je dahinter kam! Sie mußte ja ins Geschäft und konnte ihn nicht bewachen.

Brigitte sah ihn zuweilen von der Seite lauernd an. Es war ja nicht schwer, seine Gedanken zu erraten. Aber der Schmerz über seine gefühllose Abtrünnigkeit drückte sie hart an die Wand. Sie ließ sich wieder gehen, nahm ihn gewaltsam auf den Schoß und schluchzte herzzerbrechend: „Oh, bleib' bei mir, Matthiesle, gelt? Sieh, ich hab' ja nur dich, spürst du nicht, wie lieb du mir bist?" Wie sollte sie's auch ruhig tragen. Kaum vier Wochen war er bei ihr zu Hause, und schon gehörte er ihr nicht mehr an. Sie hatte nur noch die Pflicht, ihn zu nähren, zu kleiden, zu hüten.

— — — — — — —

Nach dem Kirchgang, der die beiden nicht fröhlicher stimmte, erschien zum Glück die Basgotte mit Konrad und Frida. Der Vettergötti und die Marie waren droben geblieben.

Aber wenn die Wirtin zum Gupf gehofft hatte, heute in lauter Jubel und Freude zu schwimmen, sah sie sich arg getrogen. Gleich bei der Begrüßung fiel ihr die Schwester weinend an den Hals. Was mochte das wieder bedeuten? Brigitte sah bedauerlich mitgenommen aus.

Fritz Traffelet, Bern: April.

Matthias hatte zum Empfang der Gäste die schöne, grüne Büchse umgehängt, das Netz in die Hand genommen und genoß einen vollkommenen Triumph. Konrad konnte vor Bestürzung keinen Ton hervorbringen, als der Kleine den Schenker nannte und von dessen Eigenschaften, namentlich vom Fischfang erzählte. Der Große nahm den Ketscher vorerst einmal prüfend in die Hand, fuhr damit einigemal scharf durch die Luft, dann gab er ihn wieder zurück mit dem höhnischen Befund: „Da unten gibt's ja doch keine rechten Sommervögel!" Ueberhaupt wollte er sich von Matthias' Aufschwung nicht so schnell überzeugen lassen und setzte darum allen Tatsachen einen tückischen Widerstand entgegen. Frida hingegen wäre am liebsten in die prächtige Büchse hineingekrochen. Sie klappte andächtig den Deckel auf und zu.

Zur Feier des Tages trug Frau Angehr ihre alte Landestracht, die noch aus ihren Brauttagen stammte: einen braunen, hundertfach gefältelten Rock, eine lilaseidene Schürze, kurzes Samtmieder mit steifer Hemdbrust und einen Schäferhut mit schwarzen Bändern. Statt der Tasche schwenkte sie ein zierliches Körbchen aus Strohgeflecht am Arm. Sie wollte heute nämlich auch einmal in einigen Treustädter Wirtschaften Umschau halten, wobei ihr die Schwester mit Rat und Tat beistehen sollte. Vielleicht gelang es ihr, dieserhalb mit dem reichen Herrn Hochzeiter ein vernünftig Wörtlein zu reden. Dem machte es sicher nichts aus, ihr mit zwei- oder dreitausend Fränklein, die zur Uebernahme eines Geschäfts nötig waren, unter die Arme zu greifen.

Auf dem Weg in die Stadt bedrängte sie Brigitte, bis diese aus sich herausging und ihre Abneigung gegen die Heirat kundgab. Die Kinder mußten vorausgehen; sie hatten genug zu tun, das mächtig keimende, wogende Festleben zu verfolgen. Schon huschten da und dort kostümierte Gestalten durch die Reihen der Spaziergänger: Burschen und Mädchen, aus allen Zeitaltern und Ständen, Pfahl-

bauer, in zottige Felle gekleidet, mittelalterliche Zunftleute, Soldaten, Mönche, Ritter und Edle zu Pferd und zu Fuß ... jeder einzelne umgeben von einer Schar Neugieriger, die ihm folgten, seine Tracht, sein Auftreten würdigten, was selten ohne Spott und Schabernack abging. Braune Kutten wurden hinterrücks gelüftet, ausgestopfte Waden beklopft, allzu schwungvoll gehandhabte Degen und Hellebarden gestutzt, mit besonderer Vorliebe aber den weiblichen Darstellern zugesetzt, die dann meistens „das beste Teil der Tapferkeit", den schleunigen Rückzug, jeglichem Handgemenge vorzogen. Der eine unter diesen Zugteilnehmern trat munter aus seiner Rolle heraus, machte schnöde Gebärden gleich einem Fastnachtsnarren, der sich selbst verhöhnt, der andere hingegen nahm die Sache ernst und zog gelassen, mit einem lebhaften Gefühl der ihm auf einen Tag verliehenen Würde des Weges, indem er seine Geringschätzung gegen die ihm folgenden Gaffer, Nörgler offen zur Schau trug, als trennten ihn wirklich Jahrhunderte von der profanen Gegenwart.

Ueber den in allen Hauptstraßen aufgerichteten Festpforten lockten Schulweisheit, Witz und Pathos die Leutchen mit bunten Inschriften an. Eine lautete:

Fünfhundert Jahre auf und ab —
Es wechselt Ordnung, Rock und Stab,
Was arm, wird reich, was trüb ist, hell —
Gesell wird Meister, Bursch: Gesell;
Schreit heut der Hochmut holdrioh,
Kein Menschenwerk hat hie Bestand,
Bald laust er sich im Bohnenstroh.
Drum heißt's: „Für Gott und Vaterland!"

Auch an vielen Häusern prangten derlei Kernsprüche im Kranzwerk, denn dieses Völklein hatte reiche Erfahrung, Gewandtheit in festlichen Anstalten und ließ sich nicht lumpen.

„Wir ersparen's an unserer Marine!" sagten die Witzbolde. Daß dies auch die Meinung der großen Menge war, konnte ein Blinder merken. Die Freude schlug Funken aus den ärmsten Herzen, und alles in allem loderte an diesem Glückstag eine Flamme zum unverhofft blauen Himmel auf, daran sich die Götter einen saftigen Storch braten konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Capri und seine Grotten.

Am Blau von Meer und Luft übersättigt sich unser Auge niemals. Es taucht ein und taucht ein, immer tiefer und tiefer, und uns wird immer wohler und stiller zu Mute dabei. In der grünen Tiefe von Wäldern und im Blau von Meer und Luft fühlen wir eine Heimat, in der unsere Seele vielleicht einmal zu Hause sein darf ...

Wohligkeit süßester Art umfängt uns daher in all dem Blau, das bei Neapel heimisch ist. Und wundersam wird einem zu Mute, daß dies Blau wirklich eine letzte, geheimste Heimstätte hat, eine innerste Höhle, wo es herzustammen scheint. Es ist die blaue Grotte Capris.

Capri hat seinen Ruf als Insel der Schönheit, und zwar vorab in deutschen Landen. Möchte aber jeder, der es besucht, sich dort mehr gönnen als nur den kurzen Nachmittag, den der Luxusdampfer von Neapel seinen Gästen übrig läßt. Denn erst im längern Erwandern erschließt sich die Insel ganz, in der Abend- und Morgendämmerung, in lauer Nacht, an den abgelegenern bergigern Zipfeln — und möchte jeder, der die Kahnfahrt zur blauen Grotte unternimmt, eine stille Stunde wählen, wo in der Meerhöhlung die seltsame Bangigkeit der Einsamkeit schwebt, und möchte er dann eine Fahrt rund um die Insel anschließen — denn da erlebt er der Fels- und Grottenwunder noch so viele! Die Schiffer sind freundlich und zugänglich und gehen sogar bereitwillig unter die festgelegten behördlichen Tarife für ihre Ruderleistung. Dann wird es aber auch geschätzt, wenn der Fremde etwa selbst Hand an die Ruder legt und mit Rauchstengeln jeder Art nicht kargt.

Die Grotta azurra — die blaue — ist sicher die edelste unter den Meerhöhlen Capris. Das Altertum kannte ihre rätselhaften Reize; verschüttete Felszugänge und verfallene Treppen zeugen davon. Kaiser Tiberius, von dem der Capreser noch heute spricht, als wäre er ein Despot des letzten Jahrhunderts gewesen, hatte hier für seine Lust, die nicht zu sättigende Formen liebte, eine dämonisch süße Oertlichkeit. Was ist hier das Wunder? Ueber dir lastet schwer und drückend eine dunkle Felsendecke, wenn du durch den kleinen Eingang mit der Barke ins Grotteninnere geschlüpft bist. Unbestimmtes, milchiges Blau nistet an dieser drohenden Decke. Unter dir aber — ach, es zieht dich in die Tiefe, als wäre hier das Licht und der Himmel zu suchen — unter dir schwebt gewichtlos ein hellblaues Leuchten und Quellen, ein Born blauen Rätsels. Unten ist hier lichtes Oben, und oben ist graublaue Finsternis. Der Kahn hinterläßt eine blaufeurige Bahn im Wasser, und das Ruder, sonst schlechtes Holz, löst blaue und weiße Perlen aus der Flut, so viel du willst, und ist selbst gediegenes Silber. — Neben der blauen Grotte ist auf dieser Inselseite allerlei Meeresunterhaltung. In einer Felsnische ist eine Steinbildung, die an den qualmenden Vesuv erinnert, und anderswo vergnügen sich die Wogen damit, durch einen kleinen Schlauch im Fels emporzustoßen und oben wie Schaumwein herauszuquirlen.

Dann biegt man um die felsige Westecke der Insel, und auf einmal hat die Sicht auf die vertraute Neapeler Bucht mit dem Vesuv, dem Cap Misen und der hochgetürmten Ischia ein Ende und ist verschluckt von der vollkommensten Meerstille. Hinüber nach Spanien flattern nun die Wünsche wie lichte Meervögel, und nach einem Stündlein Längsfahrt an schroffen Felsterrassen, an namenlosen Türmen und unersteiglichen Steilstufen vorbei biegt man wieder um ein Felskap, und nun entläßt man die beschwingten Sehnsuchtsgedanken südwärts nach Sicilien, nach Afrika und hinüber nach Griechenland. Aber hier, gerade hier an dieser Südküste Capris ist ja odysseisches Land! Es sind namhafte Forscher, die den Cyklopen und die Skylla hier ansiedeln — und komm du nun in diese Grottenwelt und zu den Durchschlüpfen, Buchten und den prachtvollen Faraglionifelsen im Meer draußen — es macht auch dich zum Meerfahrer, der an Ungeheuer und Märchen glaubt.

Mit der Kanonengrotte hebt es an. Ein langer, finsterer Schlauch, wie ein Keller für geraubtes Gut der Sarazenen; und der Name stammt von dem Donner, den die Wogen bei hohem Meergang hier anstimmen. Weh dann dem Schifflein! Heute aber geht es den Felswänden entlang nur wie sanftes Schluchzen aus einer Kinderbrust. Die grüne Grotte ist in der Nähe, und dicht bei ihr die rote Grotte. Die erste zeigt ein ähnliches Lichtspiel wie die blaue Grotte, nur daß es hier unter dem Nachen in reinstem, frischestem Moosgrün leuchtet, in dem wonnig kühle weiße Lichter sich bewegen; und oben an der Felsdecke geht die Spiegelung wie leises, verträumtes Gräserwogen. Grün! Denn durch die Bildungen am Meerboden sind der Küste nach Musterungen grünsten Grüns im tiefsten Blau. Die rote Grotte aber hat ihren Namen von der rötlichen oder noch mehr violettlichen Farbe des Gesteins. Das schöne Meerleuchten aber fehlt ihr. Dann führen die Ruderschläge den Kahn durch eine piccola grotta azurra, eine Miniatur-Grotte, mehr nur eine Nische, in der sich das blaue Rätsel von drüben wie zum Spiele wiederholt — und so viele